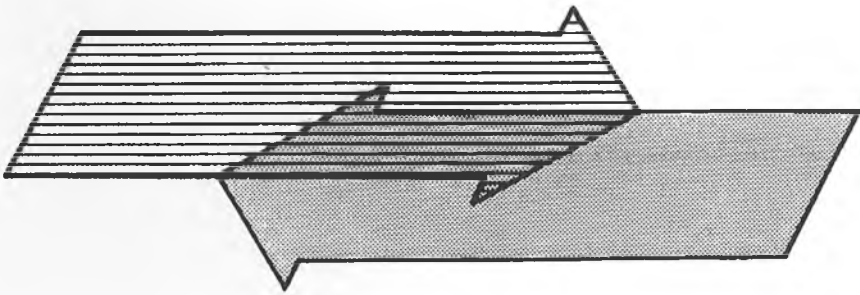


PETER J. WEBER (ed.)

Contact + Confli(c)t



Language planning and minorities
L'aménagement linguistique
Sprachplanung und Minderheiten
Taalbeleid en minderheden

Dümmler - Bonn 1999

Objekte in wechselnder Beleuchtung Regional- und Minderheitensprachen in West- und Mitteleuropa

Ludwig M. Eichinger

The times they are changing...

Die Zeiten ändern sich. Die unbestrittene Wahrheit dieses Satzes lehrt auch ein Blick zurück auf jene zwanzig Jahre, welche die „Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit“ in Brüssel nun besteht und wirkt. Wenn wir nun versuchen, uns nicht einfach umzudrehen und zurückzuschauen, können wir versuchen, unser von den Erfahrungen von und bis heute geprägtes Interpretationsschema dieses Zeitraums ein wenig zur Seite zu stellen.

Gehen wir also zurück in das Jahr 1977, drehen wir uns dort um und versuchen wir, unsere jetzige Vergangenheit in dem Weg dazwischen nochmals als Zukunft zu sehen. Auch wenn diese „vergangene Zukunft“, über die Reinhart Koselleck schon 1969 geschrieben hat, nie mehr jene echte Zukunft sein wird, die sie einmal war, so kommen uns doch, wenn wir uns in jene Zeit zurückversetzen, andere Bilder von sinnvollen Zusammenhängen in den Sinn, wenn wir nochmals um uns blicken, als sie das heute tun, wenn wir Sinn, Zweck und Grund unserer Beschäftigung mit kleinen und minoritären Sprachen in Europa zu erläutern versuchen. Manche Bestandteile der aufgerufenen Bilder erscheinen uns fern, ja etwas seltsam, an manche möchten wir gerne noch glauben und können es nicht mehr, wieder andere haben sich einen Platz auch in unseren neuen Gedankenbildern erhalten.

1977 und der Weg dorthin

Als wir so richtig jung waren und unsere Haare lang, da hatten wir alle eine Ahnung vom gesellschaftlichen Fortschritt, der vor allem Benachteiligten zugutekommen sollte. In dreierlei Hinsicht betraf das unsere Neigung, uns mit den kleinen Sprachen und ihren Sprechern zu beschäftigen, drei Gründe waren es, die damals die Beschäftigung mit Mehrsprachigkeit in Europa als ein zukunftssträchtiges und daher lohnendes Ziel erscheinen ließen.

De-Marginalisierung

Hundert Jahre lang, ja noch länger, hatten die Ideologien des nach außen abgegrenzten und nach innen einheitlichen nationalen Staats den Problemen jener hier gemeinten Gruppen mit von der großen Mehrheit verschiedener

Sprache nur jenen Platz am Rande eingeräumt, den sie zumeist auch in der staatsgeographischen Realität hatten, einen Platz, an dem sich die Benachteiligungen häuften. Mit dem zweiten Weltkrieg ist zweifellos die heroische Zeit der europäischen Nationalstaaten vorbei. Und nach dem Ende der noch mit dem grundlegenden Überleben beschäftigten Nachkriegszeit gab es Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre einen Schub, der zur Folge hat, daß die alten vernachlässigten Randgebiete zu Zonen des Übergangs zwischen den großen Zentren uminterpretiert werden. Nicht zuletzt die Schwung gewinnende westeuropäische Integration in dem, was damals noch Europäische Wirtschaftsgemeinschaft hieß, half bei dieser Umgestaltung der psychologischen Landkarte Europas mit. Jene kleinen und marginalen Räume am Rande des jeweiligen Staates, in denen die Minderheitensprachen in Gebrauch waren, entwickelten sich zu Gebieten zwischen den zentralen Großräumen, die von den nationalen Staats-, Schrift- und Standardsprachen eingenommen werden. Sie werden damit zu zentraleren und charakteristischen Phänomenen einer zukünftigen europäischen Landkarte. Das hat die Grenzüberschreitungen, die an alte Tradition anschließen oder sich auch nur neuerdings als praktisch erwiesen, einfacher gemacht, vom Ruch der nationalen Unzuverlässigkeit befreit. Man denke dabei nur an all die vielen Euregios, die sich entlang der deutschen Sprachgrenzen auf tun, und die vom lokalen Handeln mit globalen Zielen sprechen – um einen Merksatz aufzugreifen, der allerdings erst später aktuell wurde.¹ Das politische Schlagwort vom Europa der Regionen, das in diesen Kontext gehört, kennt offenbar mancherlei Interpretationen, wenn seine Präzedenzen damit meinen, dies allein sei die neue Ebene der Organisation unter dem europäischen Dach, übertreiben sie zweifellos die Reichweite dieses Konzepts, unterschätzen sie die Prägung der europäischen Lebenspraxis durch die großen nationalstaatlichen Schriftkulturen und Agglomerationen von Kulturformen, die sich im Anschluß daran ergeben. Auch die Frage einer angemessenen Handhabung sprachlicher Übersetzungspraxis innerhalb der EU ist von dieser Frage geprägt. Ihre Aktualität zeigt ihre Prägung bis heute, wo eine geplante deutsch-dänische grenzüberschreitende Zusammenarbeit in den Gebieten der deutschen Minderheit in Dänemark und der dänischen Minderheit in Deutschland bei allen Minderheiten Angst hervorruft, bei der dänischen „Bewußtseinsminderheit“ in der Bundesrepublik nicht zuletzt die

¹ Wie das zu einer pragmatischen Nutzung der Nachbarsprachen führte, hat Anne Gellert-Novak (1993) dargelegt.

Angst vor einer De-Skandinavisierung, einer Teutonisierung – wie real diese Gefahr auch immer sein mag.

Und gerade in einem mehrsprachigen Land wie Belgien und gerade in einer besonders mehrsprachigen Stadt wie Brüssel mußte das Beben, das dieser Bewegung folgte, besonders deutlich vermerkt werden.

Die Dörfer

Zum zweiten war gerade in den späten sechziger und den frühen siebziger Jahren der Minderheitenschutz in einer Demokratie zu einem politischen Thema geworden. Einen bedeutsamen Anstoß gaben dazu zweifellos die Erfolge der civil-rights-Bewegung in den Vereinigten Staaten. Was uns heute wie der Versuch erscheint, dem Erstarken von Minoritäten in einem immer schon vielfältigen Staatswesen Rechnung zu tragen, tauchte damals im Kontext linker Kolonialismus- und Imperialismus-Theorien auf. So waren denn die Kämpfe vorher marginal gewesener Gruppen um Machtgewinn zu dieser Zeit stark geprägt von der Idee der „besseren“ Kleinen (der „Dörfer“) gegen die technokratischen Großen (die „Metropolen“). Ihren Boden konnten solche Ideen in sozialistischen aber auch in radikal regionalistischen Konzepten von einer besseren Welt und einem guten Leben finden.

Auch unter diesen Vorzeichen kämpft man zu dieser Zeit z.B. unter den Fahnen des Alemannischen im sogenannten Dreiecksland zwischen Deutschland, der Schweiz und dem französischen Elsaß den Kampf gegen das Atomkraftwerk in Wyhl. Ein Hauptpunkt des Programms der Ende 1976 neugewählten belgischen Regierung war es, „eine Basis“ zu finden „für die sprachlich-kulturell differenzierten Volksteile, die das ‘Zusammenleben’ auf neuer Basis verankert“ (Fischer-Weltalmanach 1978, 703). „Auf Korsika fordert die legale ‘Union des Patriotes Corses’ weiterhin Autonomie, die zahlreichen Anschläge werden vor allem der verbotenen ‘Front de Libération Nationale Corse’ (F.N.L.C.) zur Last gelegt“ (ebd., 735). In Italien beklagt sich der Südtiroler Landeshauptmann und SPÖ-Vorsitzende Silvius Magnago darüber, daß die „Bestimmungen zur Realisierung der Autonomie in der Provinz Südtirol zu über einem Fünftel“ (ebd., 750) noch nicht realisiert seien.² In Kanada haben die franco-kanadischen Separatisten große Wahlerfolge, der damalige Premierminister Pierre Elliot Trudeau sieht die Integrität des Landes durch separatistische Kräfte bedroht. Und so weiter, und

² S. dazu im einzelnen Eichinger (1996b, 210).

so fort – die zentrifugalen Entwicklungen in den staatlichen Strukturen haben die Presse, bilden das vorherrschende Interpretationsschema.

Vom Charme der Mehrsprachigkeit

In dieselbe Zeit fallen wissenschaftliche Entwicklungen, welche ein neues Licht auf die Bewertung der Unterschiede von Sprachen und auf die Folgen individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit warfen. Galt bis dahin Mehrsprachigkeit eher als ein Hindernis auf dem Weg zu einer problemlosen gesellschaftlichen Entwicklung – die also das perfekte Funktionieren nach den herrschenden Regeln zum Ziel hatte –, so wurde jetzt verstärkt darauf gesehen, daß die verschiedenen Sprachen ein wesentliches Identitätsmerkmal des Einzelnen in seiner Gruppe darstellen.³ Diese Veränderung der Sichtweise hatte auch erhebliche praktische Konsequenzen: an die Stelle der bruchlosen Einpassung in ein zentral gegebenes Schema trat das Erlernen der Fähigkeit, jeweils sprachlich und kulturell adäquat zu reagieren, ja, in radikaleren Versionen, jede Art von sprachlichem Handeln für gleich angemessen anzusehen. Im Gefolge dieser Umdeutung wurden allerorten bisherige kompensatorische Konzepte von emanzipatorischen abgelöst, die den Eigenwert jeder der in Frage stehenden Idiome betonten und beförderten. Ganz abgesehen von konzeptionellen und theoretischen Fragen führte das zu der ganz erheblichen Anforderung, all die in Frage stehenden Sprachen für die Praxis einer modernen Lebenswelt handhabbar zu machen. Denn für die Praxis z.B. der Schule konnte nicht davon abgesehen werden, daß die verschiedenen Sprachen zwar strukturell gleich viel „wert“ waren und sind, daß aber ganz unterschiedliche Mengen und Arten kultureller Erfahrung in sie eingegangen sind.⁴ Standardisierungs- und Modernisierungsaufgaben zeigten sich so die Menge. Ein weiteres Objekt forschertlichen Eifers.⁵

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die in den genannten drei Punkten ange-deutete Konstellation der öffentlichen Diskussion in dem uns interessierenden Umfeld Plänen zur Erforschung von Mehrsprachigkeit günstig war, und daß Brüssel ein guter Ort war, um von der tradierten Erforschung der Mehrsprachigkeit zu neuen wissenschaftlichen Ufern aufzubrechen, die sich erst mit dem Ausbau des Paradigmas der Kontaktlinguistik im nächsten Jahrzehnt von einer Phantasmagorie zu einer greifbaren Disziplin wandeln sollten.

³ Diese etwas objektivistische Sicht findet sich auch noch in Haarmann (1996).

⁴ Diesen Punkt betont Edwards (1994) an verschiedenen Stellen.

⁵ Vgl. die Artikel 109.-111. in Goebel u.a. (1996).

Der Schwung der 80er

In den 80ern relativierte sich praktisch all das, was den Forschungsschwung der späten 70er theoretisch-ideologisch unterfüttert und zu einer erheblichen emotionalen Hitze der wissenschaftlichen Debatten geführt hatte. Die 80er Jahre legen eine neue Bestandsaufnahme nahe, welche Einseitigkeiten der Betrachtung vermeiden, den praktisch-politischen Kontext aber nicht verlassen wollte. Man kann die Entwicklung einer Idee und dann eines Paradigmas von Kontaktlinguistik in diesem Zusammenhang sehen – daß ihre Pflanzstätte hier in Brüssel stand, bedarf fast keiner Erwähnung. Inzwischen, sagen wir einmal nach eineinhalb Jahrzehnten, hat die Kontaktlinguistik die Würde der Handbücher erreicht, eine Lektüre über diese Werke hin läßt noch einmal Revue passieren, was eigentlich das Neue an dieser Art der Betrachtung sprachlicher Kontakte war. Im Kern ist es wohl das Vorhaben, eine Theorie mittlerer Ebene zu entwickeln, welche es erlaubt, die Vorgehensweisen und die Ergebnisse all der Disziplinen, die sich mit diesen Fragen beschäftigt hatten, in ein Modell zu integrieren, das sprachlichen Kontakt als ein zusammenhängendes soziales Ereignis betrachtet. Das geht von Ansätzen aus der Dialektologie und der Interferenzenforschung bis zu kultur- und gruppensoziologischen, ja auch rechtlichen und sprachpolitischen Fragestellungen. Es ist dies ein ambitioniertes Unterfangen, und ich denke, trotz der Handbuch-Kanonisierung sind wir noch an einer Baustelle tätig, die diesen Bau im Zusammenwirken ganz verschiedener Forscher zum Abschluß führen soll. Kann man die Charakteristika des Modells in einigen Kernen erfassen?

Als die Sprachen zusammenstießen...

Wiederum lassen sich drei Punkte hervorheben, die den Weg hin zur Kontaktlinguistik kennzeichnen. Den ersten und zentralen stellt dar, daß Sprachkontakt als ein kommunikatives Ereignis verstanden wird, das einer multifaktoriellen Einbettung bedarf. Zum zweiten wird die lebenspraktische und politische Komponente dieser Konstellation zur wesentlichen Untersuchungsperspektive gemacht: Kontakt und Konflikt ist das Stichwort für diese methodische Ausrichtung. Zum dritten – und vielleicht ist das lediglich die ins Bewußtsein gewendete Folge der anderen beiden Punkte – wird die Kontaktsituation von Sprachgemeinschaften wegen ihrer Konfliktträchtigkeit als ein Krisenphänomen verstanden, das sich in kollektiven mentalen Konstrukten

wie Identität, Ethnizität usw. niederschlägt.⁶ Hier befindet man sich auf der europäischen Seite einer weltweiten Diskussion. Sie ist in zwei Entwicklungen einzuordnen. So wird im Gefolge der KSZE-Konferenz in Helsinki und der Folgekonferenzen allgemein die Einbettung des Schutzes kultureller Minderheiten in den Rahmen der Menschenrechte diskutiert. Zum anderen beginnt auch in Europa allmählich die amerikanische Ethnizitätsdebatte durchzuschlagen und damit das daran hängende prozedurale Demokratieverständnis. Die Staaten und sonstigen politisch handelnden Instanzen sind in diesem Konzept lediglich an die allgemeinen Vorgaben der Menschenrechte gebunden, und bieten allen in ihrem Regelungsbereich lebenden Gruppen die gleichen Voraussetzungen, daß sie ihre jeweilige Idee von einem guten Leben realisieren können. Dabei werden alle Typen und Arten von kulturellen Manifestationen als gleichwertig angesehen. Deshalb werden objektiv benachteiligten Gruppen – die so als Minderheit bestimmt werden – Hilfen gewährt, die es ihnen ermöglichen sollen, mit gleichen Chancen zu starten. Dabei fragt sich natürlich, was in solch einem Modell als ein objektiver Benachteiligungsgrund gelten soll? Qualifizieren sich in Zeiten, wo die Sprecher der kleinen Sprachen alle mindestens eine „große“ Sprache können, diese Personengruppen überhaupt als Kandidaten für anerkannte Minderheiten?

Minderheiten und Kultur

Auf Europa hat sich diese Diskussion – die ihren theoretischen Niederschlag erst in jüngster Zeit in der Auseinandersetzung zwischen Liberalisten und Kommunitaristen findet⁷ – in gemäßigter Form ausgewirkt, da hier im Gegensatz zu den aus allen Richtungen gekommenen Traditionen des Einwanderungsstaates USA die grundsätzliche Variation kultureller Optionen geringer ist – wie auch immer man zu dieser historischen Beschränkung stehen mag –, die ja jetzt in der Szientologen-Auseinandersetzung eine wichtige Rolle spielt. So haben sich in der europäischen Geschichte der Sprach- und Kulturkontakte einige Typen von Kontaktkonstellationen herausentwickelt, deren Prototypen unser Bild von einer Minderheit prägen.⁸ Für eine angemessene Beschreibung einzelner Minderheiten in Europa lassen

⁶ In praktisch allen Artikeln des Teils „V. Grundbegriffe der Kontaktlinguistik“ von Goebel u.a. (1996, 200-362) spielt dieser Aspekt eine mehr oder minder große Rolle.

⁷ Vgl. dazu mit expliziter Kommunitarismus-Kritik Beck (1994), als „gemäßigten“ Kommunitaristen Taylor (1995).

⁸ Vgl. die ausführliche Skizze in Eichinger (1996a, 38-49).

sich eine Reihe von Variablen ermitteln, welche die mentale wie die objektive Konstellation prägen. Diese Variablen, die beginnen bei so äußerlichen Merkmalen wie der absoluten Größe der minoritären Gruppe und ihrer relativen Größe im Verhältnis zu anderen zur selben Organisationsform gehörenden Sprachgruppen und hingehen bis zu den Attitüden gegenüber der eigenen Gemeinschaft und Sprache, scheinen zunächst universal zu sein. Das sieht aber nur so aus, gibt es doch einerseits soundsoviele Kombinationen, welche keine Rolle spielen, aber auch welche, die unter europäischen Verhältnissen keine Rolle spielen. Das gilt auch für die scheinbar so objektiven Merkmale wie das gerade angesprochene der Größe. Was eine große und was eine kleine Minderheit ist, das läßt sich ohne den kommunikativen Kontext nicht sagen: in Europa scheint die Spanne zwischen etwa 20 000 und etwa 200 000 Sprechern einer Gemeinschaft zu liegen, wobei die Gemeinschaften am einen wie am anderen Ende langsam Schwierigkeiten bekommen, als eine „ordentliche“ Sprachminderheit im europäischen Sinne anerkannt werden zu können. Eine Gemeinschaft von nur einigen 10 000 Sprechern hat Probleme, ein autonomes kommunikatives Leben aufrechtzuerhalten. Solche Gemeinschaften versammeln in prototypischer Weise Merkmale, die als Marginalitätssignale zu lesen sind, und die es schwierig erscheinen lassen, innerhalb der Gemeinschaft ein „modernes“ europäisches Leben zu führen. Dennoch, in ihnen repräsentiert sich ein Typ von Minderheit, wie er für Europa typisch ist – und vielleicht gerade der minoritärste. Solche in jeder Hinsicht „kleinen“ Minoritäten prägen zweifellos die europäische Vielfalt, scheinen aber zum Teil nur noch einen Status erreichen zu können, der nicht dem der ausgebauten und standardisierten größeren Sprachgemeinschaften entspricht. Ihre Funktion als eine Art „Ethnizitätsmarker“ ist eigentlich nicht auf das normale Funktionieren ihrer Sprache abgestellt. Wie das politisch zu bewerten ist, wird weiter unten noch zu bedenken sein. Es gibt im Umfeld des deutschsprachigen Gebiets in West- und Mitteleuropa eine Reihe von Gruppen, zu denen die angedeutete Qualifikation paßt. Es sind das etwa die Sorben in den deutschen Bundesländern Sachsen und Brandenburg, aber auch das Nordfriesische in Schleswig-Holstein oder aber auch das Kroatische im Burgenland.⁹ Sie alle haben gemein, daß es nur wenige Leute sind, die sich zu der jeweiligen Gruppe bekennen, weniger noch, welche die Sprache beherrschen, und noch einmal weniger, die sie benutzen. Gemeinsam ist ihnen auch, daß die

⁹ S. dazu Eichinger (1996a, 49/50); die entsprechenden Artikel 1., 3. und 4. in Hinderling/Eichinger (1996); die Artikel 218., 219., 221. und 224. in Goebel u.a. (1997).

Sprachen kaum ernsthaft gebrauchte standardisierte Formen kennen¹⁰, auch, daß es sich um Gegenden mit einer ländlichen Struktur am Rand des jeweiligen Staatsgebiets handelt. Zumindest alle Angehörigen der mittleren und jüngeren Generation beherrschen die Staatssprache in geschriebener und gesprochener Form, nicht zuletzt, weil das eine Voraussetzung eines erfolgreichen gesellschaftlichen Mitlebens ist. Bei all diesen Konstellationen kommen die Faktoren, welche zur Charakteristik solcher Situationen genutzt werden, in einer Kombination zusammen, die es eigentlich wenig sinnvoll erscheinen läßt, die kommunikative Praxis unter den Verhältnissen des Kontakts durch eine „Vollmodernisierung“ des minoritären Idioms zu sanieren. Und das nicht nur, weil bei den normalen Angehörigen der „Minderheit“, wenn man die unter diesen Umständen überhaupt so nennen darf, häufig wenig Interesse an einer solchen Option besteht, sondern auch, weil Identität und Zugehörigkeitsgefühl häufig an spezifischeren Varietäten hängen, deren interner Status durch den Ausgleich in einer Standardisierung verlieren würde. Vor diesem Problem stehen zum Beispiel die in eine Vielzahl von Dialektregionen zerfallenden Sprachgemeinschaften des Rätomanischen¹¹ oder auch des Friesischen. In diesen Fällen ist die 80er-Jahre-Sicht einer Gleichheit als Gleichheit des zu erreichenden Ziels ein Anachronismus, wie er auch andere gesellschaftliche Bereiche prägte. Der Irrtum konnte aufkommen, weil es ja unter scheinbar ähnlichen Bedingungen durchaus Sinn macht, eine Zweisprachigkeitssituation anzustreben, in der das Minderheitenidiom in Ausbau, Geltung und Gebrauch gleichgeordnet ist. Es sind das die Fälle wie das Slowenische im Süden Österreichs und nicht zuletzt der des Deutschen in Südtirol¹², der mit der weitgehenden Durchführung von Autonomieeregungen als der Wunschtraum europäischer Minderheitenvertreter erscheint. In der vergleichend angelegten Darstellung der Verhältnisse entlang der deutschen Sprachgrenze, die wir in Hinderling/Eichinger 1996 vorgelegt haben, kann man aber sehen, daß ein Eingriff an scheinbar derselben Stelle ganz unterschiedliche Folgen hat, je nachdem, wie der Zusammenhang der anderen Faktoren ist. Dieses Denken war aber den 80er Jahren relativ fremd, wo die Gleichheit des Vorgehens gegenüber allen Gruppen ohne besonderes Augenmerk auf die Differenzen im Vordergrund stand.

¹⁰ S. dazu besonders deutlich Walker (1996, 7-10).

¹¹ Die entsprechenden Bemühungen sind in Diekmann (1996) ausführlich dokumentiert.

¹² S. dazu Eichinger (1996b) und Egger/Heller (1997).

Politische Folgen

Von diesem Typ von Denken ist auch jener Vertrag geprägt, in dem zu Beginn der 90er Jahre als ein existentieller und schützenswerter Teil der europäischen Kulturlandschaft und der Struktur der europäischen Staaten anerkannt wird. Die Rede ist natürlich von der „European Charter for Regional or Minority Languages“ des Europarats¹³, die sich ja derzeit im Prozeß der politischen Durchsetzung befindet. Sie reflektiert den gerade diskutierten Zustand der Minderheitendiskussion, als im wesentlichen ein einheitliches Modell der Behandlung aller Regional- oder Minderheitensprachen konzipiert wird. Dazu wird in Art.7 (2) auf die demokratietheoretische Verankerung im Gleichheitsgrundsatz verwiesen:

„The Parties undertake to eliminate [...] any unjustified distinction, exclusion, restriction or preference relating to the use of a regional or minority language [...]

The adaption of special measures in favour of regional or minority languages aiming at promoting equality between the users of these languages and the rest of the population [...] is not to be considered to be an act of discrimination against the users of more widely-used languages.“

Gleichheit zwischen den Sprechern der kleinen Sprachen und dem Rest der Bevölkerung soll hergestellt werden; die dabei nötigen Einschnitte auf der Freiheits-Seite unserer demokratischen Organisation werden gesehen, sie werden aber als angemessen in Kauf genommen. Ist hier schon ein erster Zweifel erkennbar, ob diese Gleichheit so vollkommen möglich ist, ja ob die Sprache als Kriterium der Ungleichheit noch diese Rolle spielt? Dieser Punkt wird allerdings unter Rückgriff auf eine Art europäisch modifizierten Ethnizitätskonzept beantwortet. So ist schon in der Präambel die Rede vom common heritage, davon, daß diese Sprachen einen Teil „of Europe's cultural wealth and traditions“ darstellten. Mag das soweit noch ganz allgemein gesprochen sein, so macht der weitere Text klar, daß nur von Sprachen und ihren Sprechern die Rede ist, die einen traditionellen Platz in einer europäischen Sprach- und Kulturgeschichte haben. So heißt es in Part I, Art. 1, Objekt der Regelung seien Sprachen „traditionally used within a given territory of a state [...] and different from the official language(s) of that state“, des weiteren wird auch noch der territorialen Lokalisierbarkeit, der

¹³ Deutsch u.a. erschienen in *Quickborn* 83 (1993, 96-103).

örtlichen und organisatorischen Umgrenztheit hohe Bedeutung beigemessen. Diese Art einer regionalen Nationalität verändert das europäische Spiel noch nicht grundsätzlich: nur wird der Ausgleich in einer staatsinternen Autonomie gefunden. Nicht umsonst ist, wie schon erwähnt, Südtirol hoffnungsspendendes Beispiel für die regionale Emanzipation. Lauter Südtirols? Wenn auch die allgemeinen Teile der Charta so klingen könnten, hat das Vorgehen in den praktischen Teilen einen anderen Effekt. Nehme sich jeder was heraus, ich hab mir was herausgenommen, könnte als Motto darüberstehen. Die weitläufigen Wahlmöglichkeiten in den Teilen, welche die praktischen Aktionen vorschlagen, sind denn eher dazu geeignet, bestehende Unterschiede festzuschreiben: die Niederdeutschen werden sich Elemente einer gehobenen Kulturpflege herausuchen, die Slowenen in Österreich werden gleiche Geltung und Vertretung gegenüber dem Deutschen einfordern, und sie haben rein auch aufgrund des Sprach- und Sprachgebrauchszustands Zugriff auf ganz andere Regelungen.¹⁴

Man kann sehen, wie sich hier der Glaube an die gleiche Geltung aller Sprachen an der unterschiedlichen gesellschaftlichen Praxis in den einzelnen Konstellationen bricht. Unterschied und Differenz, Vielfalt und ihre demokratische Aufarbeitung nach dem Aufbrechen traditionaler Bindungen, das ist es, was hier schon aus dem Hintergrunde hervorleuchtet.

Wirre Wege zu neuen Zielen: die 90er

Andere Sprachen erscheinen uns wirklich fremd, und in der Sprache, in der wir aufgewachsen sind, fühlen wir uns auf eine unhinterfragte Weise zu Hause. Aber sind das wirklich die entscheidenden Trennlinien, die sich durch das kommunikative Netzwerk in europäischen Sprachkontaktzonen ziehen? Verlangen nicht die langdauernde, wenn auch anfänglich erzwungene, Einbettung in ein Sprachgebrauchssystem, in dem die Nationalsprache die Standard-Rolle spielt, und die allmähliche Gewöhnung an eine mehrsprachige Konvivialität nach neuen Lösungen, die nach vorne weisen? Die sind zweifellos nicht leicht zu finden, da wir quer durch die europäischen Gesellschaften mit starken Ungleichzeitigkeiten rechnen müssen.

Dennoch sehen wir drei Entwicklungen, die dabei zu bedenken sein werden.

¹⁴ Zur Rolle des Niederdeutschen s. u.a. Menge (1995).

Globalisierung

Mit mehrerlei Recht ist dieses Fahnenwort der Modernität zu unserer Zeit als erstes unserer Stichwörter aufgeführt. Wie auf eine Entwicklung reagieren, welche die alten begrenzten Lösungsrahmen für obsolet erklärt, und nur dem gute gesellschaftliche Chancen einräumt, der auch global mitzuspielen in der Lage ist? Der trotzige Rückzug auf die alten Organisationsmuster ist keine Lösung. Wie Ulrich Beck (1997b, 385) soziologisch-zynisch formuliert, helfen in modernen demokratischen Gesellschaften die klassischen Mittel, Identifikation zu erzwingen, nicht mehr so viel, die ethnisch-nationale Identität läßt sich auch durch „Blutopfer“ nicht mehr zum stabilisierenden Faktor machen; das zeigt nicht nur der Fall des zerfallenen Jugoslawien überdeutlich, bei dem niemand so recht weiß, was hier nun als Organisationsform folgen soll. Aber nicht nur in diesem extremen Fall, überhaupt sind Konzepte gefragt, die dem Globalisierungseffekt Rechnung tragen und dabei das vermeiden, was man neuerdings glocalising nennt, jene Depravierung der lokalen Gesellschaften als eine Art Zulieferer zu der globalen Aktion. Die Konstitution von neuen Staaten aufgrund von „Stammeszusammenhalt“ ist jedenfalls keine erfolversprechende Lösung mehr, wiewohl der Versuch immer wieder gestartet wird, was Zygmunt Bauman (1997, 320) folgendermaßen kommentiert:

„Längst untergegangene und jetzt doch wiedererstandene, oder völlig unbekannte, aber rechtzeitig erfundene „Ethnizitäten“, viel zu klein und unfähig, auch nur einen der traditionellen Souveränitätstests zu bestehen, [fordern] trotzdem einen eigenen Staat [...] und das Recht, auf ihrem eigenen Territorium Gesetze zu erlassen und Ordnung zu schaffen.“

Bauman schließt übrigens daraus, daß solch eine Taktik in einer Welt der Globalisierung die sicherste Weise sei, zu den Benachteiligten zu gehören. So ist es derzeit eine lohnende Aufgabe, nach neuen Wegen zu suchen, wie die eigene regionale Identität als ein relevantes Ordnungsmuster in der Vielfalt der nunmehr konkurrierenden Symbolisierungsformen unseres Lebens erscheinen könnte.

Multikulturalität

Es ist ja nicht nur so, daß uns die Globalisierung in die Welt hinauszieht, die Welt mit all dem, was sie uns fremd macht, ist in ganz unvergleichlicher

Weise zu uns gekommen. Mag auch Kulturkontakt traditionell als ein Merkmal des europäischen Lebens gelten, so zeigt doch auch noch die Festlegung der Europaratscharta auf die autochthonen ortsfesten Minderheiten, daß es sich um Kontakte in einem abgesteckten kulturellen Rahmen handelt, der sich in die vorherrschenden Muster integrieren ließ. Das, was man jetzt multikulturelle Gesellschaft nennt, scheint diesen Konsens aufzulösen.¹⁵ Andererseits bietet diese Entwicklung zumindest theoretisch auch für die traditionellen Sprachgruppen die Chance zur Stärkung der Eigenständigkeit. Das umso mehr, da durch diese Entwicklung in unseren Gesellschaften Erfahrungen abgerufen werden, welche die Minderheitsgesellschaften bereits einmal gemacht haben. Für die Sprecher von kleinen Sprachen im Raum des modernen West- und Mitteleuropa ist das Erleben von Multikulturalität schon darin festgeworden, daß sie lernen mußten, mit den Kulturen der mächtigen standardisierten Staatssprachen zu leben. Wenn man die heutige kommunikative Praxis ernstnimmt, heißt das, daß die genetisch unterschiedlichen Varietäten, die wir in den Idiolekten der Sprecher kleiner Sprachen finden, als Elemente einer kohärent funktionierenden Kommunikation in dem sozialen Netzwerk dienen, in dem das Leben dieser Personen abläuft. Die verschiedenen Varietäten haben einen unterschiedlichen funktionalen Platz und signalisieren verschiedene Aspekte der eigenen Identität. Unter dem Sog multikultureller Optionen gewinnen auch diese traditionellen Differenzen an neuer Signalwirkung, gleichzeitig wächst aber die Erfahrung mit einem „eklektischen“ Kulturkontakt, der bestimmte Signale der kulturellen Andersartigkeit als prototypische Markierungen wahrnimmt. Gerade bei funktional wenig belasteten und in ihrer Geschichte wenig ausgebauten sprachlichen Nähe-Varietäten überwiegt der Effekt der Identitäts-Instruktion deutlich andere Aspekte sprachlicher Kommunikation. Dieser Tatbestand gibt auch Erscheinungen und Entwicklungen einen Sinn, die, wenn der beobachtete Befund stimmt, meist kritisch gemeint sind. So kann man in Schleswig-Holstein gelegentlich hören, das dort im Norden gesprochene Friesisch sei eigentlich schon zu drei Vierteln Niederdeutsch (vgl. HSK). Im Hinblick auf die Signalisierung einer gewissen Schichtung der eigenen Identität reichen offenbar auch relativ wenige stereotype Eigenschaften. Sie erlauben es noch, die gewünschte regionale Marke zu setzen. Diesen Verhältnissen von sprachlicher Identitätssetzung, eklektischer Signalisierung und Integration in neue Muster von Leben im Kulturkontakt sollte heute unser Interesse gelten.

¹⁵ Diese Auflösung führt z.B. bei Ebeling (1994a & b) zu heftigen Reaktionen.

Individualisierung

Die Integration in neue Paradigmen des Lebens in unsere Gesellschaften hat ja an Schwierigkeit gewonnen, seit die Kraft und Geltung der traditionellen Bindungen nachgelassen hat. Diesen Verlust an Erwartbarkeit faßt man gerne in den Begriff der Individualisierung. Darunter kann man den Tatbestand verstehen, daß die Gemeinsamkeit geteilter Traditionen in unserer Gesellschaft weithin aufgebraucht erscheint, so daß das Individuum selbst wählen könne aber auch müsse, wie es leben wolle. Die Individualsoziologie, die so argumentiert, wird derzeit in der Bundesrepublik Deutschland politisch und medial hoch gehandelt. Wie weit diese Individualisierung geht, wie weit sie durch gemeinsame Lebens- und Symbolwelten stabilisiert wird, wie weit in neu und ad hoc entstehenden Zusammenhängen auf Traditionen zurückgegriffen wird, soll hier nicht weiter diskutiert werden, ist auf jeden Fall heftig umstritten – *et adhuc sub iudice lis est*. Bei einigermaßen realistischer Sicht wird man allerdings eher davon ausgehen, daß vergleichbare Lebensumstände zumindest eine gewisse Annäherung mit sich bringen, die kommunikativ als Zugehörigkeit zu einer gewissen Kultur wahrgenommen wird. Solch normierende Wahrnehmung sieht natürlich immer bestimmte Unterschiede nicht. In solch einem Kontext ist auch das sprachliche Verhalten mehr oder minder frei gewählte Option gesellschaftlicher Symbolisierung.¹⁶ Welche Folgen hat das für den Status von Mehrsprachigkeit, gerade für den Gebrauch kleiner, lokaler Sprachen, die bisher bis auf Ausnahmen sozialsymbolisch nicht besonders hoch bewertet wurden? Nun scheint sich unter den geänderten Verhältnissen eine erhöhte Wertschätzung von Differenz herauszustellen; wenn sich damit die oben schon angedeutete Überlegung verbinden ließe, daß die Vielfalt der Sprachen und Kulturen zum positiven gemeinsamen Erbe Europas gehört, könnte das für die kleinen Sprachen eine neue Chance sein. Ihr Gebrauch ist dann nicht mehr die schiere Folge des Hineingeborens, des Tatbestands, daß wir dann das zu lieben lernen, dem wir nicht entkommen können – um einen Gedanken an Pierre Bourdieu zu paraphrasieren –, sondern eine positiv gewählte Facette einer individuell gestalteten europäischen Lebenswelt. Das wäre für die kleinen Sprachen vielleicht eine Chance, in an sich unfreundlicher Umgebung einen Platz zu finden.

Wir können ja in zwanzig Jahren wieder einmal nachsehen.

¹⁶ Diese Idee ist ausführlich dargestellt in Beck (1997a, 371-381).

Bibliographie

- Bauman, Zygmunt (1997): „Schwache Staaten. Globalisierung und die Spaltung der Weltgesellschaft“. In: Beck (Hrsg.), 315-332.
- Beck Ulrich/Beck-Gernsheim Elisabeth (Hgg.) (1994): *Risikante Freiheiten*, Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Beck, Ulrich (1994): „Neonationalismus oder das Europa der Individuen“. In: Beck/Beck-Gernsheim, 466-480.
- Beck, Ulrich (1997) (Hrsg.): *Kinder der Freiheit*, Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Beck, Ulrich (1997a): „Väter der Freiheit“. In: Beck, Ulrich (Hrsg.), 333-381.
- Beck, Ulrich (1997b): „Ursprung als Utopie: Politische Freiheit als Sinnquelle der Moderne“. In: Beck (Hrsg.), 382-401.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main, 6. Aufl. (Suhrkamp).
- Dahrendorf, Ralf (1994): „Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgerschaft“. In: Beck/Beck-Gernsheim, 421-436.
- Diekmann, Erwin (1996): „Das Rätoromanische in der Schweiz“. In: Eichinger/Hinderling, 335-384.
- Ebeling, Hans (1994): *Der multikulturelle Traum. Von der Subversion des Rechts und der Moral*, Hamburg (dva).
- Ebeling, Hans (1994): *Der Nationalitäten-Wahn. Der Geist der Rache und die Zukunft der Europäer*, Hamburg (dva).
- Edwards, John (1994): *Multilingualism*, London (Routledge).
- Eichinger, Ludwig M. (1994): „Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und die Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften“. In: Helfrich, U./Riehl, C.M. (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit in Europa. Hindernis oder Chance?*, Wilhelmsfeld (Egert), 31-54.
- Eichinger, Ludwig M. (1996a): „Sociolinguistic characters: On comparing linguistic minorities“. In: Hellinger, M./Ammon, U. (eds.): *Contrastive sociolinguistics* (= Contributions to the sociology of language 71), Berlin/New York (Mouton de Gruyter), 37-56.
- Eichinger, Ludwig M. (1996b): „Südtirol“. In: Hinderling/Eichinger, 199-262.
- Eichinger, Ludwig M. (1997): „Sprachbiographien in Risikogesellschaften.“ In: Moelleken, W.W./Weber, P.J. (Hrsg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik* (= Plurilingua XIX), Bonn (Dümmler), 139-147.
- Egger, Kurt/Heller, Karin (1997): „Italienisch-Deutsch“. In: Goebel u.a., 1350-1356.
- Fochler-Hauke, Gustav (1977): *Der Fischer Welt-Almanach 1978*, Frankfurt am Main (Fischer).
- Gellert-Novak, Anne (1993): *Europäische Sprachenpolitik und Euroregionen*, Tübingen (Narr).
- Goebel, Hans u.a. (Hrsg.) (1996/97): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2 Hbde. (= HSK 12.1&12.2), Berlin/New York (de Gruyter).
- Haarmann, Harald (1996): „Identität“. In: Goebel u.a., 218-233.
- Hagège, Claude (1994): *La soufflé de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe*, Paris (Nathan).
- Hinderling, Robert/Eichinger, Ludwig M. (Hrsg.) (1996): *Handbuch mitteleuropäischer Sprachminderheiten*, Tübingen (Narr).
- Koselleck, Reinhart (1969): *Vergangene Zukunft*, Frankfurt am Main (Suhrkamp)
- Menge, Heinz H. (1995): „Rehabilitierung des Niederdeutschen“. In: ZGL 23, 33-52.
- Schulze, Gerhard (1993): *Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main (Campus).

-
- Schwarz, Otfried/v. Pechmann, Alexander (1995): *Der global verstrickte Mensch*, Darmstadt (WBG).
- Taylor, Charles (1995): *Philosophical Arguments*, Cambridge, Mass./ London (Harvard).
- Walker, Alastair (1996): „Nordfriesland, die Nordfriesen und das Nordfriesische“. In: Hinderling/Fischer, 1-30.
- Wehner, Burkhard (1992): *Nationalstaat, Solidarstaat, Effizienzstaat*, Darmstadt (WBG).